

Ulrike Bajohr

Die unkomplizierte Frau

oder: 70 – 50 – 20

ATHENA-Verlag

Siebzig

August 2024. Karl streichelt sein Fahrrad liebevoll wie ... ich weiß nicht wie, ich habe Karl nie einen Hund oder eine Katze streicheln sehen und weiß auch nicht genau, ob ich mir wünsche, von Karl so gestreichelt zu werden wie er sein Fahrrad tätschelt. Mit der Kuppe seines hornigen Daumens fährt er behutsam die Querstange entlang. Ich muss lachen bei dem Gedanken, dass man auf ein Fahrrad eifersüchtig sein kann. Karl sieht mich nicht lachen, er ist damit beschäftigt, erst sein Rad und dann meines auf dem Fahrradständer über der Anhängerkupplung seines VW-Busses zu platzieren. Karl hat mich noch nie gestreichelt.

Die Sache mit Karl begann vor einem grellgelben Lichtschlauch mit Zahlen drauf, einer Kombination aus Weihnachtsbaumbeleuchtung und Riesenmetermaß. Er beschrieb auf der abgesenkten Hebebühne einer verlassenen Autowerkstatt einen Halbkreis, und eine Frau in weißem Kittel und schwarzer Hornbrille, eine als Laborchefin verkleidete Schauspielerin, diktierte uns unsere erste Aufgabe.

»Stellt euch bei der Zahl auf, die die schönste Zeit in eurem Leben bezeichnet.«

Die meisten Leute drängelten sich vorne, bei Zwanzig oder Dreißig. Ich postierte mich bei der Fünfzig. Zu mir gesellten sich ein Mann und eine Frau, die behauptete:

»Fünfzig, das war die geilste Zeit meines Lebens!«

Und schon ärgerte ich mich, dass ich nicht meinem ersten Impuls gefolgt war, mich bei der Zwanzig aufzubauen. Der Drang, es anders zu machen als die anderen, das »Bauchgefühl« zu ignorieren, hatte mich mal wieder verführt.

Wir befanden uns in einem sogenannten Theaterprojekt, das sich als Menschenversuch, Motto: »Wie wünsche ich mir meine Alters-WG?«, entpuppte.

Frida, meine Nachbarin, hatte mich dazu eingeladen. Nein, gebeten. Gebettelt. Frida-wie-Kahlo ist Anfang 40 und schriftstellert. Dies hier hatte sie als *ihr* interaktives Theaterstück angepriesen und außerdem ... naja. Ich ließ mich breitschlagen und berappte den solidarischen Eintrittspreis. Nicht sieben, nicht siebzehn, 27 Euro für Frida. Alters-WG. Hatte ich bis dahin dieses Wort schon mal gedacht? Ja, als Frau Giese, unsere Sekretärin, in Rente ging – und für mich ganz schnell abgehakt. Kam nicht in Frage. Jedenfalls noch nicht. Ich war wütend auf Frida. Die hatte genau kalkuliert: Welche Altersgruppe geht ins Theater? Und was interessiert die? So ein Bullshit! Aber jetzt steckte ich da drin und wollte auch nicht zickig sein. Also ließ ich mir ein »Gebrechen« auf den Rücken binden – einen schwarzen, bleischweren Rucksack, der einen in eine Bechterew-Krümmung zwang, wollte man einen Bandscheibenvorfall vermeiden – und sperrte debil nach oben glotzend den Mund auf, damit die Frau neben mir mich mit pappig-süßem Billigjoghurt füttern konnte. Und beim Spiel »Wie viele Streicheleinheiten brauche ich?« spürte ich befehlsgemäß in mich hinein und fand eine Mischung aus Selbstmitleid, Abscheu und Schulterschmerzen. Ich grinste hilflos und schielte zu den anderen, konnte aber in deren beschatteten Mienen nichts lesen.

Glücklicherweise war die Gruppe nett. Obwohl ich bis heute nicht verstehen kann, wie jemand, der mindestens zwanzig Jahre jünger als ich ist, dermaßen obsessiv übers Alter nachdenkt, dass er sich an so einen Ort begibt. Kein Wunder, dass nur drei bei der Fünfzig standen. Was die schönste Zeit seines Lebens war, merkt man ja erst später.

Es gab eine Pause, wir saßen im Stuhlkreis und unterhielten uns mehr oder weniger aufgekratzt über das Thema des Abends. Der Fünfziger-Mann um die Siebzig erwies sich als WG-gestählt. Er habe immer mit anderen gewohnt: als Kind, als Soldat, als Student, als Familienmensch und als Rentner auch. Die anderen lachten eingeweiht. Dann trank er langsam einen Schluck Tee und schob hinterher:

»Und damit ist jetzt Schluss!« Nächste Woche verlasse er seine letzte Wohngemeinschaft.

Allgemeine Überraschung. »Du, aber warum denn das?«

»Eine WG zum Sterben habe ich mir nicht vorgestellt.«

»Ja, aber eine intergenerationale ... etwas mit Alt und Jung zusammen ...«

»Wunderbar, so lange du fit bist, um den Opa für fremde Kinder zu spielen oder Unkraut zu jäten. Aber sobald du krank wirst, bist du allein.«

»Hast du keine Kinder?«

Er stand auf, Brust raus, Bauch rein, Hände in zweien der zahlreichen Taschen seiner khakifarbenen Weste. Strich sich übers Stoppelhaar, fixierte die Runde:

»Warum seid ihr hier? Weil ihr euch fragt, wie viel Geld und Kraft ihr in die Pflege eurer Eltern investieren wollt?«

Großes Nachsinnen. Dann warf die Spielleiterin mal einen Ball in die Runde:

»Bist du hier, um uns zu warnen?«

Antwort: »Nein, ich suche eine Gleichgesinnte. Eine Partnerin für die letzten zwanzig Jahre meines Lebens.«

Geräusper. Ich dachte, das gehört eventuell zum Stück, und weil der Mann mich anstarre, beschloss ich mitzuspielen:

»Wie würdest du dich einer Frau vorstellen, die dich interessiert?«

Die Antwort klang wie aus einer Dating-App:

»Karl, 71, geschieden, vielleicht Kinder und Enkel. Kriminalist in Pension.«

»Oho!« machten einige, hatte er »vielleicht« gesagt? Karl ließ sich nicht aus dem Konzept bringen.

»Interessen: Fahrradfahren, Wandern, Garten. Kabarett. Kochen. Kölner FC. Gute Gespräche.«

Kabarett, Kochen, Kölner FC. Ach ja, und Kriminalist. Die Alliteration machte mir Spaß, also fragte ich weiter:

»Und wie soll deine Zukünftige sein?«

»Sag doch mal was über dich.«

»Wie bitte?«

Ich muss ziemlich bedröppelt geguckt haben, die Laborchefin nickte mir aufmunternd zu. Na gut, weiter im Stück.

»Christa, 70, geschieden, zwei Kinder. Wissenschaftlerin. Fahrradfahren, Wandern ...«

»Das matcht!« jubelte ein hängeschultriger Mitt dreißiger mit Spitzkühler.

»Nee, nee, warte doch mal.« In mir klappte eine Anti-Match-Liste auf: »Theater. Oper. Bücher. Fernreisen. Auf keinen Fall Fußball.«

»Ok, ok, fifty-fifty«, rief der Matchzähler, und die Frau im weißen Kittel klatschte übergangslos in die Hände:

»Es geht weiter, nebenan im Lager.«

Dort warteten ein paar Requisiten auf uns zwanzig Leute. Wir sollten jetzt unsere Traum-Alters-WG bauen. Mit Trommel und Lagerfeuer und bunten Tüchern. Eine Art Rentner-Tipi-Dorf zwischen leeren Regalen. Ich wollte nur noch weg. Hier hatte mich jemand gerade vorgeführt, bloß wer: Die Veranstalter des Abends, der Spitzkühler oder Karl. Der schlug sachkundig etliche klapprige Liegestühle vor dem künstlichen Lagerfeuer auf. Einer klemmte, er rüttelte und schraubte ein bisschen, grub dazu aus seiner Weste so ein Allzweckwerkzeug. Dass er jetzt aufschaut und mir einen Platz anbietet ... das wollte ich lieber nicht erleben. Ich verdrückte mich aufs Klo, guckte in den halbblinden Spiegel und sah trotzdem ein bleiches knitteriges Gesicht mit zitternden Lippen. Wieso nimmst du dir die Sache so zu Herzen? Entweder es ist ein Spiel, dann ist es am Ende des Abends vorbei. Oder er hat es ernst gemeint, dieser Karl. Dann hast du ihm ja wohl eine Abfuhr erteilt. Und – war das richtig? So ungefähr rumorte es in meinem Schädel. Komm, jetzt nicht abhauen, redete ich mir gut zu. Ich wusch mir also das Gesicht und malte den Mund rot. Niemand bemerkte, dass ich zurückkehrte. Die Liegestühle waren besetzt, Karl, eine falsche Bärenfellmütze auf dem Stoppelkopf, schlug in Schamanenweise die Trommel und die andere Fünfziger-Favoritin wiegte sich zu seinen Füßen im Schneidersitz hin und her. Man summte gemeinsam wie in Trance

vor sich hin. Greensleeves. War wohl etwas, worin sich alle hatten einschwingen können. Ich ließ mich neben der Tür auf dem Betonboden nieder und presste die Lippen aufeinander. Komischerweise war ich nicht erleichtert, dass keiner von mir Notiz nahm, dass Karl den Kopf nicht hob. Ich erinnere mich genau an dieses Gefühl des Ausgeschlossenseins. Ein mir vertrautes Gefühl. Die Schauspielerin klatschte wieder in die Hände. Weil niemand reagierte, nahm sie Karl sanft wie eine Kindertherapeutin den Trommelschlegel weg.

Die letzte Aufgabe des Abends lautete: »Mit welchen Gedanken geht ihr heute nach Hause? Bitte sagt einen Satz.«

Es kam jede Menge Achtsames. Um die Eltern kümmern und so. Um den Weltfrieden, das Klima.

Ich wollte es hinter mich bringen und zitierte als Satz des Abends: »Fünfzig, das war die geilste Zeit meines Lebens!«

Die Urheberin des Satzes winkte mir fröhlich zu und rief: »Jawoll, und keine WG zum Sterben!«

Der Matchmann deklamierte: »Kabarett. Kochen. Kölner FC.«

Ins allgemeine Gelächter rief Karl, jetzt stehend, ohne Bärenmütze:

»Fifty-fifty ist besser als nichts.«

Auf dem Heimweg war ich erschüttert, verwirrt, aufgebracht. Völlig von der Rolle. Ich klemmte mich in der Straßenbahn in die hinterste Ecke, konnte ja sein, dass Karl mit der Multifunktionsweste im letzten Moment aufspringt. Der Abend hatte etwas in mir ausgelöst, da würde sich Schriftstellerin Frida freuen. Was kommt jetzt? In den nächsten, in den letzten ... fünfzehn, zwanzig Jahren? Irgendwann eine WG?

Ich hatte Mutter mit knapp neunzig sterben sehen, das war nicht schön, nicht friedlich-erfüllt. Mutter litt nicht körperlich, sie war lebensmüde. Einsam. Als Vater tot war, hatte sie noch einen Hausfreund, wie sie ihn nannte. Einen alten Herrn, mit dem sie reden, um den sie sich kümmern konnte. Der sie sogar einmal zu küssen versucht hatte, wie sie halb empört, halb belustigt erzählte. Und dann war Heinz auch unter der Erde und Mutter wartete nur noch.

Nicht auf den Pflegedienst und das Essen auf Rädern, beides hasste sie. Sie wartete auf Besuch, auf ihre Tochter, ihre Enkel. Aber der Weg war weit, und wenn ich nach fünf, sechs Stunden Autofahrt ankam, gab es so vieles zu erledigen. Wenig Ruhe und Muße für gemeinsames Auf-dem-Sofa-Sitzen und »Sturm der Liebe«-Gucken. Wenig Zeit zum Reden, das sich sowieso in immer kleineren Kreisen drehte. Die Kinder. Ein paar Verwandte. Das Fernsehprogramm. Kreuzworträtsel. Ist der Kaffee nicht zu stark. Ich habe extra für dich Pflaumenkuchen geholt. Wer reinigt die Dachrinnen. Meine rastlosen Erledigungen erschöpften Mutter, sie tat so, als sei sie erleichtert, wenn ich wieder abfuhr. Vielleicht war sie es auch, und das beflügelte meine Lust, sie zu besuchen, nicht gerade. Was sie wirklich wollte, hatte Mutter immer für sich behalten. Sie wollte nicht kompliziert sein. Kompliziert war ein Wort, das sie aus den Gesprächen der Frauen im Fernsehen hatte. Sie entstammte einer wunschlosen Generation. Es geht uns doch gut. Umzuziehen, in meine Nähe, hatte sie immer abgelehnt, einen alten Baum verpflanzt man nicht. Ich bin wütend, wenn ich an diese Sprüche denke und dass ich sie dankbar angenommen hatte. Automatensprüche, Anstandssprüche, man sagte sie eben, um dem Kind nicht zur Last zu fallen. Das Kind war lange zufrieden damit. Die Mutter wollte es ja nicht anders. Und dann kam eines Tages der Anruf: die Mutter sei mit gebrochener Hüfte ins Krankenhaus eingeliefert worden. Sie war volltrunken die Treppe hinuntergestürzt. Sie, die Alkohol verabscheute, hatte die uralten Schnäpse und Liköre aus der Hausbar in sich hinein gekippt, um zu vergessen. Um besinnungslos zu fallen und endlich zu sterben. Die ungeliebte Pflegekraft hatte sie aufgehoben und alles veranlasst, weil ich nicht da war.

Mutters letzter Satz kam aus dem Telefon am Krankenhausbett: »Es ist alles so langweilig geworden.«

Wenn ich so alt wie Mutter werden würde, hätte ich noch neunzehn Jahre vor mir. Nicht viel. Höchste Zeit mich zu fragen, was ich mit diesen Jahren machen will. Der Gedanke, dass ich vielleicht fünf Jahre mehr hätte, hilft mir da auch nicht weiter. An meinem

Siebzigsten hatten alle gesagt, wie jung und dynamisch und frisch ich noch wirke, fit im Kopf, auf dem Fahrrad und im Paddelboot; und meinen nur halb ernst gemeinten Einwand, dass nun ja wohl das Alter komme und ich mir was überlegen müsse, wischten Kinder und Schwiegerkinder energisch beiseite. Du doch nicht! Jetzt doch noch nicht! Schau dich doch mal an! So, wie Sohn und Tochter reagierten, hatte auch ich auf Mutter reagiert. Karl, der Westenmann, hat recht: Auf die Kinder sollte ich lieber nicht bauen.

Karl kniet jetzt hinter seinem gar nicht mal so alten VW-Bus – ich wusste lange nicht, dass er überhaupt ein Auto besitzt – und bosselt an meinem Rad herum, das er eben noch mal vom Fahrradständer herunter gewuchtet hat. Der Vorderreifen bräuchte Luft, meint er, und bereut es vielleicht jetzt schon, weil er mit den Ventilen meines E-Bikes nicht auf Anhieb klarkommt. Keine Ahnung, wieso gerade jetzt gepumpt werden muss und nicht bei der Ankunft. Bevor ich etwas in der Art fragen kann, erklärt er's mir schon: Er wolle sicher sein, die richtige Pumpe eingesteckt zu haben. Schließlich kenne er sich mit Elektrorädern nicht aus. Karl hält, das weiß ich seit dem ersten Kaffee, den wir zusammen getrunken haben, E-Bikes für Behindertengefährte. Vielleicht wollte ich ihm das Gegenteil beweisen, als ich mich auf diese Radtour einließ.

Seit dem Alters-WG-Abend kreist in meinem Kopf die Frage, ob die Fünfzig wirklich die beste Zeit meines Lebens war. Meine heutige Antwort: Nicht *die* Fünfzig. Sondern *ab* Fünfzig.

Mein fünfzigster Geburtstag wird auch im Rückblick nicht bunter, zumal sich der Langhaarige, mit dem ich damals halb und halb liiert war, keineswegs mit Karacho vor die Tür setzen ließ. Er hatte sich bei mir für den schönen Tag bedankt und war danach abgetaucht. Der war kein Typ, an dem man sich rächen konnte, dazu war er zu geschmeidig, zu schlau. Das stabile Resultat Prosecco-getränkter Auswertungsabende mit zweitbesten Freundinnen lautete: Männer können sein, müssen aber nicht. Nicht mehr. Nicht unter allen Um-

ständen. Das fühlte sich richtig an, auch wenn eine große Portion Trotz in diesen Parolen steckte. Alle wussten es und lachten sich darüber kaputt, um nicht zu heulen. Immerhin gab es ja die Kinder. Hoffentlich machten die es mal besser.

Meine Kinder zogen ihre Schlüsse aus dem unsteten Lebenswandel ihrer Eltern – andere Schlüsse, als ich je zu träumen gewagt hatte. Sie heirateten ihre Liebsten, die sie aus dem Studium kannten, gründeten Familien und sind seit ewigen Zeiten zusammen. Ich bewundere und beneide sie darum und fürchte mich gleichzeitig vor dem Tag, an dem mein Sohn oder meine Tochter sich scheiden lässt oder verlassen wird. Dass das niemals passieren wird, hoffe ich inständig, kann es mir aber einfach nicht vorstellen.

Anlass für regelmäßigen Spaß in unserer Frauencrew bot ein paar Wochen lang eine Auswahl von Bewerbern auf abwechselnd elitären und schlichten Datingportalen. Jede von uns hatte es auf ihre Weise versucht, natürlich spielerisch und ohne es wirklich ernst zu meinen. Wir versicherten uns gegenseitig, sowieso nicht dran zu glauben. Woran nicht? Ernsthaft einen Mann zu suchen – oder zu finden? Die Antwort auf diese Frage ließen wir offen, wir wussten schon, warum. Martina, meine beste Freundin, hatte mir zum Fünfzigsten eine teure Kontaktanzeige geschenkt, zu früh, ich war gekränkt. Zumal sich tatsächlich jemand meldete, ein Architekt, der mir ganz gut gefiel. Nur ich ihm nicht. Die Erinnerung an ein schönes Essen und ein gutes Gespräch ohne Wiedersehen verschloss ich fest in mir. Zehn Jahre später hatte ich mich daran gewöhnt, keimende Hoffnungen auf Kandidaten aus dem Netz schnell vertrocknen zu lassen. Unsere Frauenabende befassten sich also mit den eher katastrophalen Angeboten, über die wir uns bitter-süß echauffieren konnten. Wir saßen zusammen, um die ganze Menagerie mit Verachtung abzuschießen: Den frischen Witwer, der genau so eine Gattin wieder wollte, wie er gerade begraben hatte. Prost. Den Erfinder auf der Suche nach einer mutigen Dame mit freiflottierendem Wagniskapital. Prost. Den virilen Einwanderer mit Heiratsdrang.

Und den mit S/M-Fantasien: »Das magst du doch auch, gib es zu!«

Oho! Den Oldtimerfan, den Rassehundezüchter – oder waren es Hühner? – den Volksmusikfreund. Prösterchen. Den missionierenden Naturheilkundler. Den ins Abseits geratenen DDR-Oppositionellen der ersten Stunde. Den leider zurzeit arbeitslosen Vater, der sich eine engagierte Mutti respektive Omi für seine vier gut geratenen Rangen wünscht. Den von bösen Mächten verfolgten Kämpfer für das Gute. Psychiatriekandidat? Na, cheers. Für wen halten die uns eigentlich? Da schien der lustige Typ mit dem Schlipss auf nacktem Oberkörper, der verkehrtherum sitzenden Baseballmütze und dem offenen Gesicht geradezu sympathisch. Er entfachte sogar unsere Neugier auf Swingerclubs. Kannst du dir sowas vorstellen? Warum nicht, die gibt es seit vielen Jahren ... Vielleicht mal testen? Die online kursierenden Bilder aus der Szene törrnten uns dann doch ab.

Hätte ich mich auf Karl eingelassen, wenn er mir im Netz entgegengetreten wäre? Nie im Leben! Wir sind jetzt drei Tage unterwegs im Altmühlthal und es gelingt uns, nicht über uns zu sprechen. Ich meine, natürlich reden wir, über die Landschaft, den Weg, die Bayern ... Aber nicht über uns. Er ist mir fremd, weil ich alles, was ich von ihm weiß, per Zufall erfahren habe. Nichts hat er mir freiwillig erzählt und manchmal denke ich: gut so, manchmal: was ist das für ein Mensch, der ganz normalen Fragen nach Kindern, Enkeln, Familie ausweicht, nachdem er sie einmal für sein Gefühl offenbar ausreichend beantwortet hat. Vielleicht ist es das Geheimnisvolle, was mich an ihm auch wieder interessiert. Er hat sich ja auch mit den dünnen Worten zufriedengegeben, die ich über mein »früheres Leben« gesagt habe, hat sie entgegengenommen wie notwendige Informationen, wie zur Prüfung, ob man mit mir so eine Tour antreten könne. Das kränkt und erleichtert mich. Wir sind nicht verliebt ineinander und noch keine guten Freunde. Sind wir überhaupt Freunde? Reisegefährten, die sich auch per Anzeige gefunden haben könnten. Suche sportliche Begleiterin für Altmühlthal-Radweg. Ich hätte ihm gern mehr von mir erzählt, aber er ist nicht neugierig. Und radelnd spricht es sich ja auch schlecht.